

Hans-Joachim Eckstein

Christus in uns

Eine voraussetzungslose,
aber folgenreiche Beziehung

Hans-Joachim Eckstein

Christus in uns

Eine voraussetzungslose,
aber folgenreiche Beziehung

Vortrag bei der Landesversammlung 2003
in Denkendorf

Jahresgabe

Evang. Sammlung in Württemberg e.V.
Geschäftsstelle
Lessingstraße 3
73760 Ostfildern (Nellingen)

In "Ich"-zentrierten Zeiten

Unser Thema "Christus in uns – eine voraussetzungslose, aber folgenreiche Beziehung" hat zugegebenermaßen etwas "Unzeitgemäßes". Weder können wir sagen, dass es in unserer heutigen Gesellschaft überhaupt noch bestimmend um Fragen des Glaubens geht, geschweige denn um eine ernsthafte Auseinandersetzung über die Person und Bedeutung Jesu Christi, noch können wir guten Gewissens behaupten, dass die Frage nach Christus oder gar die reformatorische Botschaft des *solus Christus* und des *sola fide* – des "Christus allein" und des "allein durch Glauben" – auch nur innerhalb unserer Kirchen und Gemeinden, unserer theologischen Fakultäten oder christlichen Publikationen das alles bewegende Thema wäre.

Aber auch abgesehen von der spezifisch christlichen Fragestellung nach "Gott" und "Christus", signalisiert neuzeitlich bereits der Begriff der "Beziehung" eher ein Problemfeld als ein Lösungspotential. In Zeiten, in denen die traditionellen Vorstellungen von Beziehungen mit ihren Verlässlichkeiten und Verbindlichkeiten sich weitgehend auflösen und die Interessen und Entfaltungen des Einzelnen Vorrang vor der Berücksichtigung anderer oder gar "fremder" Anliegen haben, fällt es allen gesellschaftlichen Gruppen, aber eben auch den Kirchen und Gemeinden zunehmend schwer, den Wert von sozialer Verantwortung und "Du-Orientierung" gewinnend darzustellen. Wo finden sich heute noch Bilder für eine "voraussetzungslose Zuwendung" und wo Beispiele für im positiven Sinne "folgenreiche" – d.h. lebensfördernde und zur Liebe befähigende – Gemeinschaftsformen? Dabei werden das "Evangelium von Christus" und die "Liebe Gottes" in unseren Kirchen und Gemeinden durchaus noch verkündigt. Vielleicht entsteht für manche sogar der Eindruck, dass in Anbetracht der neuzeitlichen Situation

eher zu viel "Evangelium" und "Zuspruch" und zu wenig "Anspruch" und "Gesetz" verkündigt werden, dass zu viel von Gottes Liebe und im Hinblick auf die soziale und persönliche Unverbindlichkeit vieler zu wenig von Gottes Gericht gesprochen wird. Hat die verbreitete Rede von der "Gnade" wirklich nur Dankbarkeit und Verbundenheit geweckt oder wird sie nicht häufig auch als "billige Gnade" missverstanden und missbraucht?

Da liegt es nahe, sich die alten Zeiten zurückzuwünschen, in denen "Pflicht" und "Verantwortung" noch positiv besetzte Begriffe waren und die Rücksicht auf die Gemeinschaft und das Allgemeinwohl noch zu den anerkannten Werten gehörten. Wie viel leichter war es damals, ehrenamtliche Mitarbeiter zu gewinnen und für einen dauerhaften und selbstlosen Einsatz zu bewegen.

Doch vergessen wir darüber leicht, dass die Probleme des Glaubens und des Selbstverständnisses, dass lebensfördernde Beziehungen und zur Liebe und Freiheit befähigende Gemeinschaftsformen nicht erst seit der Neuzeit und der Aufklärung, sondern bereits in der Reformation, ja seit den Zeiten des Neuen Testaments immer wieder neu geklärt und in Auseinandersetzung mit dem menschlichen Vorverständnis erneut vom Evangelium her entfaltet werden mussten. Sind nicht viele neutestamentliche Briefe gerade deswegen geschrieben worden, weil auch frühchristliche Gemeinden bereits mit den Konsequenzen der "voraussetzungslosen, aber folgenreichen Beziehung" des Glaubens, mit der Konzentration auf das Kreuz und die Auferstehung Christi und folglich auch mit dem angemessenen "Selbst-Bewusstsein" grundlegende Probleme hatten?

"Glaube und ...?"

So schrieb Paulus an die von ihm selbst begründete Gemeinde in Galatien einen Brief, der die Frage nach den Konsequenzen des grundsätzlich bejahten Glaubens an Christus und die Folgen für das gelebte Leben der Christen verlässlich und verbindlich klären will. Es waren nämlich in der jungen kleinasiatischen Gemeinde Stimmen laut geworden, die wohl den Kreuzestod Jesu und seine heilvolle Bedeutung für die Einbeziehung der Heiden zum Volk Gottes anerkannten, aber zugleich auf dem prinzipiellen Vorrang Israels gegenüber den Völkern beharrten. Sie verstanden ihre Berufung zum Glauben an Christus durchaus auch als Gnade, betonten aber doch zugleich die bleibende Bedeutung des eigenen gelebten Lebens für die endgültige Rechtfertigung vor Gott. Sie sahen sich an das Evangelium von Christus gebunden, aber zugleich und nach wie vor auch an das "Gesetz des Mose".

Dabei wurde nicht nur in einem rein äußerlichen Sinne um die Frage nach der Notwendigkeit der Beschneidung und der Einhaltung alttestamentlich-jüdischer Reinheits- und Speisevorschriften gerungen, sondern für beide Seiten in grundsätzlicher und theologisch reflektierter Weise. Es ging schon damals im Streit über die "Wahrheit des Evangeliums" um die Alternative von "Christus *allein*" oder "Christus *und* Mose", von "*allein* aus Gnade" oder "aus Gnade *und* Gesetzesobservanz", es ging um den Gegensatz von "*allein* durch Glauben" oder "*sowohl* durch Glauben *als auch* durch Tun", von *ausschließlich* auf Grund des "Evangeliums" oder auf Grund von "Evangelium *und* Gesetz".

Der Apostel musste sich in dieser Konfrontation mit den Gegnern in Galatien also nicht etwa mit einer absoluten Bestreitung des Glaubens oder des Evangeliums auseinandersetzen, sondern mit einem "Sowohl-als-auch". Es war das

„Christus und ...“, das „Gnade und ...“, das „Glaube und ...“, das die paulinischen Gemeinden in ihrer ausschließlichen Bindung an den für sie gestorbenen und auferstandenen Sohn Gottes irritierte. Hatten sie sich über das von Paulus so entschieden vorgetragene Evangelium als der „guten Nachricht“ von Christus etwa zu früh gefreut? War es vielleicht doch leichtsinnig und voreilig, sich allein auf Gottes Gnade und seine schenkende Gerechtigkeit auf der Grundlage des Glaubens zu verlassen?

Für Paulus kann nach der in Christus geschenkten Gnade Gottes nicht etwas anderes als Gnade kommen, sondern auf Dauer und ausschließlich nur *Gnade*. Nach dem Glauben weckenden Evangelium kommt für ihn keineswegs wieder das den Menschen bei seinem eigenen gelebten Leben behaftende und damit verklagende Gesetz, sondern erneut und bleibend der *Zuspruch* Gottes für den in Christus angenommenen und freigesprochenen Sünder. Wenn die Menschen die Verkündigung von der Liebe Gottes noch nicht hinreichend verstanden haben sollten, dann verkündigt der Apostel nicht etwas anderes als Gottes Liebe, sondern diese voraussetzungslose und unbedingte Liebe noch einmal anders. Und wenn die voraussetzungslose Beziehung Gottes zum Menschen sich in den Gemeinden noch nicht als folgenreich erwiesen hat, dann behaftet Paulus sie nicht etwa bei dem, was sie auch unter Absehung des „Christus für uns“ von sich aus sein könnten, sondern erinnert sie leidenschaftlich an die Realität des „Christus in uns“ und an die Wirklichkeit des „Wir mit Christus“.

In Aufnahme einer zurückliegenden, öffentlich ausgetragenen Debatte über die „Wahrheit des Evangeliums“ (Gal 2,14) mit Petrus, der wie er selbst als geborener Jude Christ geworden war, vergegenwärtigt Paulus in Gal 2,15-21 seiner galatischen Gemeinde deshalb nochmals die Voraussetzungen und Grundlagen des christlichen Glaubens:

„Wir (d.h. Paulus, Petrus und die anderen Judenchristen) sind von Geburt Juden und nicht Sünder heidnischer Herkunft. Weil wir aber wissen, dass der Mensch nicht auf Grund von Gesetzeswerken gerechtfertigt wird, sondern ausschließlich durch den Glauben an Jesus Christus, sind *auch wir* zum Glauben an Christus Jesus gekommen, damit wir auf Grund des Glaubens an Christus gerechtfertigt werden und nicht auf Grund von Gesetzeswerken; denn auf Grund von Gesetzeswerken 'wird kein Fleisch gerechtfertigt werden'. Wenn demnach *auch wir selbst* bei unserem Streben, in Christus gerechtfertigt zu werden, als Sünder erfunden wurden, ist dann etwa Christus ein Diener der Sünde? Ganz und gar nicht! Denn (nur) wenn ich das, was ich niedergedrückt – d.h. für ungültig erklärt – habe, wieder aufbaue – d.h. für gültig halte –, erweise ich mich als Übertreter. Denn *ich* bin durch das Gesetz dem Gesetz *gestorben*, damit ich Gott *lebe*. Ich bin mit Christus gekreuzigt. Also lebe nicht mehr *ich*, sondern *Christus* lebt in mir. Was ich aber nun im Fleisch – d.h. in meiner irdischen Existenz – lebe, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich selbst für mich (in den Tod) dahingegeben hat. *Ich* hebe die Gnade Gottes nicht auf; denn wenn die Gerechtigkeit durch das Gesetz kommt, dann ist Christus ohne Grund gestorben“ (Gal 2,15-21).¹

Warum ist Paulus die ausschließliche Gültigkeit des Evangeliums Gottes so wichtig, und warum ist ihm diese Konzentration auf Jesus Christus als den Sohn Gottes so entscheidend? Wenn der Glaube sich ganz und gar auf die Liebe des Sohnes Gottes beziehen soll – von welcher Liebe ist dann hier die Rede, und wie ist dieser die ganze Existenz bestimmende Glaube dann genau zu verstehen? Am Ende mögen die Antworten auf diese alten Fragen der heutigen „ich-zentrierten“ Zeit vielleicht viel angemessener sein, als sie es selbst ahnt!

Die Wahrheit des Evangeliums: "Christus allein"

Wenn wir nach dem Inhalt des Evangeliums fragen, werden wir auf die Person Jesus Christus hingewiesen; denn das Evangelium *Gottes* (Röm 1,1f.; 15,16) ist das Evangelium von seinem *Sohn* (Röm 1,3f.9; Gal 1,7). Es teilt uns mit, wer Christus ist und wie Gott, der Vater, an und in ihm gehandelt hat und handeln wird. Dieses Handeln Gottes ist dabei so zentral und wesentlich mit dem Kreuz und der Auferstehung verbunden, dass wir das Evangelium als Ganzes auch als "Wort vom Kreuz" bezeichnen können (1 Kor 1,17f.).

Wenn aber Jesus Christus selbst – und zwar als der für uns Gekreuzigte – der eigentliche *Inhalt* und das *Zentrum* dieser guten Nachricht Gottes ist (1 Kor 1,23; 2,2; Gal 3, 1; 6,14), dann ist er auch der *Maßstab* für jedes Denken und Reden über Gott, das wirklich Gott, den Vater Jesu Christi, und nicht irgendwelche "Götter" oder Gottesbilder meint. Was immer wir auch unabhängig von Christus über Gott wissen oder von ihm ahnen mögen, letztlich verbindlich ist für uns als Christinnen und Christen, was sich als glaubwürdige Entfaltung dieses *einen* Wortes Gottes an uns Menschen verstehen lässt.

Paulus – wie auch die anderen neutestamentlichen Zeugen – sehen im Kreuzesgeschehen den eindeutigen Erweis einer überwältigenden Liebe Gottes zu uns Menschen: Indem Christus nicht nur unverbindlich von der Liebe sprach, sondern bereit war, unter Einsatz seines eigenen Lebens konsequent an ihr festzuhalten, hat er gezeigt, wie grenzenlos und unbedingt seine Zuwendung zu uns ist (Gal 2,20; Eph 5,2.25b; vgl. Offb 1,5b; Joh 13, 1; 15,12 f.; 1 Joh 3,16).

Da in dieser Bereitschaft Christi, das eigene Leben für andere einzusetzen, gerade auch die Einstellung seines *Vaters* dieser Welt gegenüber deutlich wird, kann im Neuen Testament in gleicher Weise auf die Liebe Gottes, des Vaters, zu-

rückgeschlossen werden (Röm 5,8; 8,31f.; Eph 2,4ff.; vgl. Joh 3,16; 1 Joh 4,9f.). Der Sohn kam ja nicht ohne das Einverständnis oder gar gegen den Willen des Vaters, sondern er wurde ausdrücklich von ihm selbst beauftragt und gesandt, die Schöpfung zurückzugewinnen. Aufgrund seiner *unbedingten* – d.h. uneingeschränkten – Liebe will Gott *unbedingt* – d.h. unter allen Umständen und um jeden Preis – mit seinen Menschen zusammen sein. Spätestens seitdem Gott nach allen "Boten" sogar seinen "geliebten Sohn" und damit das für ihn Wertvollste – gesandt hat, um uns zu erreichen, ist dies zur Gewissheit geworden.

So spricht also gerade das Kreuz von der völligen Übereinstimmung zwischen dem Vater und dem Sohn, weil deren Einheit nirgendwo so anschaulich wird wie im Zusammenhang der Hingabe des Wertvollsten, des eigenen Lebens. Diese umfassende Liebe Gottes ist das tragende Fundament unseres Glaubens; sie ist es, die das "Wort vom Kreuz" wirklich zum *Evangelium* – zur "erfreulichen Nachricht" und "guten Botschaft" – macht.²

"Der mich liebt hat und sich selbst für mich dahingegeben"

Es mag sich mancher fragen, ob es so wesentlich ist, dass wir Gottes Zuwendung zu uns als den eigentlichen *Grund* und die *Voraussetzung* des Kreuzes und nicht etwa als die Folge und das Ergebnis der Versöhnung erkennen. Macht es denn einen so großen Unterschied, ob Gottes Liebe uns schon als "Feinden" und "Sündern" gilt (Röm 5,5-10) oder erst als seinen Freunden? Würde es nicht genügen festzuhalten, dass wir von Gott trotz unserer früheren Sünde infolge unseres Glaubens und unseres neuen Verhaltens angenommen und bejaht werden? Tatsächlich entscheidet sich aber gerade an dieser Alternative, ob wir die Nachricht von

Gottes Liebe zu uns überhaupt als "Evangelium" hören. Vielleicht ist uns in Hinsicht auf menschliche Beziehungen die Unterscheidung von "bedingter" und "unbedingter" Annahme aufgrund unserer eigenen Erfahrungen leichter nachvollziehbar. Wenn wir die Zuneigung eines anderen von unseren ansprechenden Eigenschaften und Reizen abhängig wissen, kommen uns Zweifel, ob die Liebe wirklich *uns* gilt oder nur bestimmten Aspekten unserer Persönlichkeit. Erfahren wir infolge unseres positiven Verhaltens und unserer Leistung Anerkennung, dann ahnen wir, dass diese Zuwendung nur so lange anhalten wird, wie wir erfolgreich bleiben.

Was aber ist dann mit den Stunden, in denen wir nicht stark, sondern hilflos, nicht attraktiv, sondern unscheinbar, nicht überdurchschnittlich, sondern mittelmäßig sind? Wir halten es nicht aus, uns ständig und überall produzieren zu müssen, um die Zuneigung zu erfahren, ohne die wir nicht erfüllt leben können. Es ist uns unmöglich, uns ununterbrochen zusammenzunehmen und in allen Beziehungen nur die Rollen zu spielen, die uns die Bestätigung durch andere garantieren. Wir können nicht allein von einer Liebe leben, die an Voraussetzungen und Bedingungen geknüpft bleibt – und damit letztlich nicht uns selbst, sondern nur Teile von uns meint.

Vielmehr gewinnen wir unsere Zuversicht, unsere Sicherheit und unser Glück aus Beziehungen, in denen wir uns bedingungslos und umfassend geliebt und anerkannt wissen. Wenn wir erleben, dass wir uns nicht erst durch unser Verhalten als "liebenswert" erweisen müssen, um Zuwendung zu empfangen, werden wir frei davon, uns nur von unseren Leistungen her zu verstehen und uns von unseren Erfolgen abhängig zu machen. Es gibt keine Voraussetzungen mehr, die wir in unserem Leben zuerst erfüllen müssen, um Anerkennung und Liebe zu gewinnen, sondern die Liebe selbst

wird zur Voraussetzung und Grundlage unseres Lebens. Das "eigentliche" Lebensglück steht dann nicht länger in eine unbestimmte Zukunft hinein aus, sondern es kann hier und jetzt gewonnen und gestaltet werden. Auf diese Weise müssen wir nicht fortwährend der Anerkennung nachjagen und ständig neue Bedingungen erfüllen, von denen wir unser Glück abhängig machen, sondern wir können anfangen zu *sein*.

Wenn wir erleben, dass die Liebe eines anderen nicht nur unseren "liebenswerten" Seiten, sondern *uns selbst* umfassend gilt, bekommen wir den Mut, uns zunehmend auch mit unseren Schattenseiten auseinander zu setzen und uns zu sehen, wie wir wirklich sind. Wir müssen ja nicht länger fürchten, durch unsere Wahrhaftigkeit und Offenheit die Zuneigung wieder zu verlieren. Im Gegenteil, weil *wir* geliebt werden und nicht nur die Rollen, die wir spielen, kann es die Beziehung nur vertiefen, wenn wir dem anderen und uns nicht länger etwas vormachen, sondern ehrlich werden. So bewirkt gerade die Liebe, die uns bejaht, wie wir sind, dass wir uns verändern, und die unbedingte Annahme bringt uns dahin, dass wir ihr zunehmend auch durch unser Verhalten entsprechen wollen. Nichts ist für uns überwältigender als die Erfahrung uneingeschränkter Zuneigung. So gibt es keinen stärkeren Imperativ als den *Indikativ der Liebe*! Sie ist – gerade indem sie voraussetzungslos und bedingungslos gilt – für uns *so folgenreich* und *prägend* wie kein anderes Erleben.

"Das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes"

Nun stellt sich allerdings nur um so dringlicher die Frage, wie der Glaube – als die "Antwort" auf das Wort von Gottes voraussetzungsloser und unbedingter Annahme in Christus – zu verstehen ist. Stellt er nicht doch eine "Bedingung"

dar, die der Mensch nun seinerseits erfüllen muss, um zur Gemeinschaft mit Gott zu gelangen?

Richtig gesehen wird mit dieser Frage, dass die Gemeinschaft mit Gott und das neue Leben in Christus überall im Neuen Testament mit dem Glauben verbunden werden: Es gibt kein Christsein ohne Glauben! Zutreffend ist auch, dass es der Mensch ist, der glaubt, denn der Begriff des Glaubens wird ja nicht in Hinsicht auf Gottes Haltung uns gegenüber gebraucht. Wenn wir allerdings den Glauben als die *Voraussetzung* verstehen, die wir als Menschen nun von uns aus, selbständig und unabhängig von Gott erfüllen müssen, dann haben wir gerade die entscheidenden Aussagen des Evangeliums überhört.

Der Glaube ist nicht die *Voraussetzung* und *Bedingung* für die Gemeinschaft mit Gott, sondern die *Art und Weise*, in der Gott mit uns auf dieser Welt Gemeinschaft hat. Wir müssen nicht erst von uns aus glauben, damit Gott uns dafür das Leben gibt, sondern Gott schenkt uns beides: Glauben und Leben! Indem wir glauben, haben wir bereits das Leben! Der Glaube selbst ist schon Geschenk! Der Glaube selbst ist schon Leben mit Gott – und gerade deshalb ist er unverzichtbar!

Um es bildlich zu sagen: Gott ist uns in Christus nicht neun von zehn Schritten entgegengekommen, so dass wir nun den *einen* Schritt von uns aus und allein auf ihn zuzugehen hätten, indem wir an ihn glauben, sondern er kam uns alle zehn Schritte entgegen, damit wir jetzt jeden unserer Schritte, den wir gehen sollen, mit ihm zusammen – das heißt: "im Glauben" – gehen können.

Denn wäre es anders und gäbe es auch nur *einen* Schritt, den wir ohne Gott zu gehen hätten, dann würde das ganze Versöhnungsgeschehen in Christus an diesem unserem Beitrag scheitern. Selbst wenn wir keine "Werke" als Leistung zu erbringen hätten, sondern nur von uns aus Gott zu beja-

hen und ihn dankbar zu lieben hätten, würden wir gerade an dieser Forderung zerbrechen. Wie viele Menschen sind schon "am Glauben" verzweifelt, weil sie davon ausgingen, dass sie von sich aus nur den Willen aufzubringen hätten – und nicht wussten, wie sie dahin kommen, dass sie wirklich wollen. Ihnen wäre es wohl leichter gefallen, sich bei Gott durch Taten und Leistungen Verdienste zu erwerben, als ihn "nur" zu lieben.

Wir sollten uns als Glaubende davor hüten, die Unverzichtbarkeit des Glaubens auf eine Weise zu beschreiben, die andere nur auf die Unerreichbarkeit des Glaubens schließen lässt. Man kann den Vorgang des Beschenktwerdens auch so verkomplizieren, dass das Annehmen des "bedingungslosen" Geschenkes zum eigentlichen Problem wird. Dann gewinnt der Empfänger den Eindruck, als hätte er sich durch sein Verhalten die "voraussetzungslose" Zuwendung erst zu verdienen, als müsse er durch seine Haltung auf eine ganz subtile Weise die Kosten für das "kostenlose" Geschenk selbst aufbringen.

Demgegenüber wird in den Paulusbriefen durch den Verweis auf den Glauben gerade der Geschenkcharakter des neuen Lebens unterstrichen: "Aus Gnade seid ihr gerettet worden durch den Glauben, und das nicht aus euch: Gottes Gabe ist es" (Eph 2,8; s. 2,4–10). So gehört der Glaube ausschließlich auf die Seite der *Gnade* und nicht – wie die "Werke" – auf die Seite von *Leistung* und *Verdienst* (s. vor allem Gal 2,16; 3,1ff.; Röm 3,21ff.; 4,1ff.; 5,1f.).

Den Beginn unseres Glaubens sehen wir als Glaubende deshalb nicht darin, dass wir von uns aus Gott gesucht haben, sondern darin, dass er uns gefunden hat. Nicht weil wir nach Gott gerufen haben, wurden wir erhört, sondern weil Gott uns berufen hat, kamen wir dazu, Christus als unseren Herrn anzurufen (Röm 8,28–30; vgl. Eph 1,3–12; 2 Thess 2,13–17; 2 Tim 1,9). Da wir aber von Gott durch andere Men-

schen angesprochen werden, wenn sie uns das Evangelium mitteilen (2 Kor 5,20; 1 Thess 2,13), können wir sagen, dass der Glaube uns bei der Verkündigung geschenkt wird – vorausgesetzt, es ist wirklich das Wort Gottes, also das Evangelium von Christus, das uns zugesprochen wird (Gal 3,2.5; Röm 10,17).

“Christus in mir”

Da Gott mit dem Kreuzesgeschehen Christi alles getan hat, um unsere Gemeinschaft mit ihm zu begründen, und da er es auch ist, der bei der Mitteilung des Evangeliums durch seinen Geist in uns den Glauben bewirkt, wird gelegentlich gesagt, dass wir Menschen in unserem Glauben Gott gegenüber “passiv” sind. Der Ausdruck mag als zutreffend gelten, falls wir mit dem Begriff “Passivität” vor allem den Aspekt des *Empfangens* und des *Beschenktwerdens* bezeichnet sehen; er ist aber völlig irreführend, wenn wir damit den Gedanken an ein untätiges, dulndendes und teilnahmsloses Verhalten verbinden.

Die ersten Äußerungen unseres Glaubens sind vielmehr, dass wir uns Gott willentlich und bewusst zuwenden und ihm antworten, dass wir uns eingehend mit den Aussagen des Evangeliums befassen und unser ganzes Leben von Christus her neu begreifen. So gesehen ist der Mensch, wenn er zu glauben beginnt, nicht etwa *passiv*, sondern ausgesprochen *aktiv*. Er wird in seiner Beziehung zu Gott sogar in einer Weise “lebendig”, dass das Entstehen des Glaubens geradezu als “Auferstehung von den Toten” (Röm 6,4ff; Eph 2,4ff.; 5,14; vgl. Joh 5,24; 11,25f.) und als “neue Schöpfung” (2 Kor 5,17; Gal 6,15) oder in anderem Zusammenhang auch als “neue Geburt” (Joh 1,12f.; 3,3ff.; Tit 3,4ff.; 1 Petr 1,3ff.23) verstanden werden kann.

Dass Gott uns die Gemeinschaft mit sich voraussetzungslos schenkt, bedeutet also keinesfalls, dass er uns nur als willenlose Werkzeuge gebraucht und wir wie Marionetten – passiv erdulnd – von ihm bewegt werden. Er sieht uns nicht als ein “Etwas” an, sondern betrachtet uns als eigene Persönlichkeiten; er hat zu uns nicht eine “Ich-Es-Beziehung”, sondern spricht uns als persönliches Gegenüber – d.h. als “Du” – an.

So ist also bei der Bestimmung des Glaubens beides zu betonen: Einerseits gibt es keine Bedingung, die wir als menschliches “Du” von uns aus und unabhängig von Gott erfüllen müssen, um das neue Leben zu gewinnen – es ist ganz und gar *Geschenk* Gottes, *Gabe* des himmlischen “Ich” an das menschliche “Du”; andererseits sind wir als Beschenkte nicht etwa passiv – im Sinne von untätig und teilnahmslos –, sondern werden gerade durch den Glauben *lebendig* und *aktiv*. Wir sind als Glaubende nicht “Objekt” eines unpersönlichen Wirkens Gottes, sondern werden im Gegenteil von Gott als eigenes “Subjekt” und persönliches “Du” ernst genommen.

Beide Aspekte aber lassen sich mit dem uns vertrauten Gegensatzpaar von “Ich und Du” gedanklich kaum vereinbaren. Denn bei dem Gegensatz von “Ich und Du” wird die Entfaltung des “Ich” immer als Einschränkung des “Du” verstanden, und was das eine Subjekt verursacht, kann nicht zugleich dem anderen zugeschrieben werden. So verfallen wir dann bei der Beschreibung des Glaubens leicht in den entscheidenden Fehler, einerseits von Gottes Wirken zu reden und andererseits unvermittelt von dem zu sprechen, was wir als Glaubende selbst zu tun haben.

Glaube – im Sinne des Evangeliums – ist dagegen nur als *Wir-Beziehung* zu verstehen, weil er als die Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch immer zugleich das “Ich” und das “Du” zum Subjekt hat. Gerade weil Gott uns liebt, wer-

den wir fähig, selbst zu lieben; gerade indem Gott durch Christus in uns lebt, können wir mit ihm und für ihn leben. So stellt sich "im Wir" gar nicht mehr die Frage, was von uns selbst – nämlich unabhängig von Christus – als Beitrag zum Glauben erwartet wird, sondern es interessiert allein, was Gott in uns gestalten will und wie wir Menschen unser neues Leben durch ihn und mit ihm entfalten können.

Genau genommen lässt sich dieses Verständnis vom Glauben nur in Sätzen formulieren, die neben dem Menschen zugleich – und im tieferen Sinne – *Christus selbst* zum Subjekt haben. Demgemäß beschreibt auch Paulus seine neue, durch Christus bestimmte Existenz mit den Worten: "Also lebe nicht mehr *ich*, sondern *Christus* lebt in mir. Was ich aber nun im Fleisch lebe, das lebe ich *im Glauben* an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich selbst für mich dahingegeben hat" (Gal 2,20).

"Weil wir aber *wissen* ..."

Dass der Glaube nicht nur in einer menschlichen Einstellung und Haltung Gott gegenüber besteht, sondern selbst schon das Leben des Menschen *aus Gott* und *mit Gott* darstellt, haben wir als das eigentliche und wichtigste Kennzeichen des "christlichen", d.h. in Christus begründeten, Glaubens verstanden. Allerdings lassen sich andere Bedeutungen, die der Begriff nach dem allgemeinen Sprachgebrauch hat, bei der Beschreibung der Äußerungen und Auswirkungen des Glaubens durchaus einbeziehen.

So ist es ein wesentlicher Bestandteil unseres Glaubens, dass wir das Evangelium als das Wort von Gottes Handeln in Christus "für wahr halten". Wir *glauben*, dass Gott den für uns gestorbenen Herrn Jesus Christus von den Toten auferweckt hat (Röm 10,9b; 1 Kor 15,3ff.). Dabei geht es freilich

nicht um eine nur theoretische Erkenntnis oder ein uns nicht betreffendes Wissen über Gott, sondern vielmehr darum, dass wir "*ihm* glauben", wenn er es uns in seinem Wort vom Kreuz mitteilt. Wir sollen "Gott glauben", dass er in Christus die Welt – und damit auch uns – mit sich versöhnt hat und Christus "um unserer Übertretungen willen" gestorben und "um unserer Rechtfertigung willen" auferstanden ist (Röm 4,24f.; vgl. 8,10f.).

Wenn wir aber verstehen, dass es Gott beim Erweis seiner Liebe um *uns* geht, und wenn wir ihm somit "aufs Wort glauben", dann können wir nicht anders, als im umfassenden Sinne "*an ihn* zu glauben". Wir erkennen nicht nur, dass Christus als "Kyrios", als "Herr", der ganzen Welt und der Geschichte eingesetzt ist (Phil 2,9-11; vgl. Apg 2,36; Eph 1,20ff.; Kol 1,15ff.; 2,9f.), sondern wollen ihn auch persönlich als Herrn anerkennen (Röm 10,9a; Phil 2,10f.; 1 Kor 12,3).

Wir wollen ihm "vertrauen" – ungeachtet allen eigenen Versagens und trotz unserer Zweifel und offenen Fragen; ihm können wir es "zutrauen", dass er uns aufgrund seiner Liebe bei sich hält; denn indem wir an ihn glauben, haben wir uns ihm "anvertraut".

Während mit all diesen Wendungen die verschiedenen Teilaspekte des Glaubens zutreffend beschrieben werden können, ist *eine* geläufige Bestimmung von "Glauben" für unseren Zusammenhang völlig unzureichend. Wenn man nämlich von "glauben" spricht, um hervorzuheben, dass man etwas lediglich "annimmt" und "vermutet", aber keineswegs sicher *weiß*, dann handelt es sich um einen dem neutestamentlichen Verständnis gerade entgegengesetzten "Glaubensbegriff".

Der christliche Glaube ist sich seiner Sache nämlich durchaus sicher. Was ihn vom sonstigen menschlichen Wissen unterscheidet, ist nicht etwa der Mangel an Gewissheit, sondern lediglich die Weise, in der diese Gewissheit zustande kommt. Zum Glauben an Christus kommt es nicht

aufgrund von "Erfahrungen" und "Beweisen", sondern allein dadurch, dass uns Gott durch sein Evangelium anspricht und uns seine Liebe zuspricht.

Folglich wird auch als Gegensatz zum "Glauben" nicht etwa das "Wissen", sondern das "Schauen" genannt (2 Kor 5,7). Wir sind als Christen davon überzeugt, dass Gott ist und dass er *für uns* ist, aber wir können dieses Wissen nicht aus der Geschichte – unabhängig von Christus – ableiten. Aufgrund des Evangeliums vertrauen wir fest darauf, dass sich Gott mit seiner Liebe und Gerechtigkeit in dieser Welt endgültig durchsetzen wird, aber wir nennen diese Gewissheit "Hoffnung", weil sie noch nicht "augenscheinlich" und "offensichtlich" ist (Röm 8,24f.; vgl. Joh 20,29; 1 Petr 1,8; Hebr 11,1).

So sprechen wir, wenn wir als Glaubende vom "Glauben" reden, nicht etwa von dem, was wir lediglich "annehmen" oder "vermuten", sondern von dem, was wir so sicher "wissen", dass wir darauf unser Leben gründen (Röm 4,16ff.; vgl. Hebr 11).

"Damit ich Gott lebe"

Wenn wir nicht länger von der Angst und Ungewissheit bestimmt sind, sondern im Geist der Liebe und Beziehung leben, und wenn wir unser neues Verhältnis zu Gott nicht als die beklemmende Abhängigkeit eines Sklaven, sondern als die Freiheit der Töchter und Söhne Gottes erfahren (Röm 8,14-17.21; Gal 4,4-7), dann hat diese Veränderung für unsere gesamte Sicht vom Leben und für unser ganzes Handeln weit reichende Folgen.

Da wir nicht nur den Beginn unseres Glaubens – und damit unserer Kindschaft – als Gottes Geschenk verstehen, son-

dern unser ganzes damit eröffnetes Leben, ist jedes an Zwang und Leistungsdenken orientierte Verhalten von vornherein als unangemessen abzulehnen. Wir werden ja nicht von Gott mit der Kindschaft beschenkt, damit wir uns nun unsererseits durch Taten und Leistungen Verdienste zu erwerben suchen. Das wäre noch die Haltung eines *Sklaven*, der durch sein vorbildliches Verhalten um die Gunst seines Herrn wirbt, weil er sich als "Belohnung" für seine Überleistungen die Entlassung in die Freiheit erhofft.

Als die *Kinder* Gottes sind wir dagegen durch das, was wir in Christus *sind*, schon "Freie" und "Erben" – und nicht erst aufgrund dessen, was wir tun und erreichen. Wir leben nicht nur vorbehaltlich, um erst etwas zu werden, sondern wir *leben* im umfassenden und gefüllten Sinne, weil wir in Christus schon geliebt und angenommen sind. Als Töchter und Söhne Gottes handeln wir – wann immer wir uns unserem neuen Stande gemäß verhalten – nicht "um zu ...", sondern "weil ..."

So ist die Haltung der *Dankbarkeit* die angemessenste Grundlage für alles, was wir "für Gott" und "um seinetwillen" tun. Denn bei der aufrichtigen Dankbarkeit wollen wir durch die Äußerung unseres Dankes unterstreichen, dass wir etwas ganz bewusst als Geschenk empfangen und als den Ausdruck einer freien und bedingungslosen Zuneigung verstanden haben. Indem wir, die Beschenkten, unsere Freude zeigen, bestätigen wir dem Geber, dass seine Absicht erreicht und sein Geschenk in jeder Hinsicht "angekommen" ist.

Daneben gibt es in unseren zwischenmenschlichen Beziehungen freilich auch Formen der "Dankbarkeit", die für unser Verhältnis zu Gott keinesfalls als Vorbild dienen sollten. Nicht selten wird der Dank von uns nur als formale Pflicht verstanden, oder wir bedanken uns so unverhältnismäßig und übertrieben "höflich", dass es schon wieder mehr um

unsere Selbstdarstellung als um die Bestätigung unseres Gegenübers geht.

Völlig verkannt wird die eigentliche Bedeutung des Dankes, wenn wir versuchen, durch unsere Reaktion den Vorgang des Schenkens "wieder gutzumachen", wenn wir durch Gegenleistungen und Gegengeschenke den Preis für das "Geschenk" nachträglich selbst bezahlen wollen. Während wir bei unserem ehrlichen Dank den Geschenkcharakter der Gabe gerade anerkennen und hervorheben, ist es die Funktion des uneigentlichen und verfälschten Dankes, den Vorgang des Schenkens durch den Ausgleich abzuschwächen oder sogar aufzuheben. Diese falsche Dankbarkeit ist nicht etwa ein Ausdruck echter Liebe, sondern entspringt dem schlechten Gewissen, dem Pflichtgefühl oder dem Stolz.

In solchen Fällen können wir das Geschenk des anderen natürlich nicht mehr als angenehm und beglückend empfinden, sondern allein als Verpflichtung und Last. Die Unwahrhaftigkeit und Unklarheit in diesem Wechselspiel des vorgetäuschten Schenkens lässt uns sogar die offene Forderung nach "Leistung" und "Bezahlung" geradezu als Erleichterung empfinden.

Entsprechend kann man auch den Geschenkcharakter der Vergebung und Versöhnung missverstehen, indem man darin ein Geschenk sieht, das wir als Menschen zwar nicht bezahlen können – das aber, gerade weil wir es eigentlich "gar nicht verdient haben", nur umso mehr "verpflichtet". Die Erinnerung an das Kreuzesgeschehen Christi löst dann bei uns nicht etwa die Freude und Liebe der Beschenkten aus, sondern das beklemmende Gefühl des Unvermögens und das dumpfe Bewusstsein, dass wir unserer "Pflicht" bisher nicht hinreichend nachgekommen sind: "Das alles hat Christus *für uns* getan! Was tun *wir* für Christus?"

Christus ist aber nicht für uns gestorben, damit wir nun im Bewusstsein unserer Schuldigkeit für ihn – als einen Toten –

leben, sondern er ist für uns gekreuzigt *und auferstanden*, damit er als der *Lebendige* durch uns und mit uns lebt und uns somit fortwährend beschenkt.³ So wollen und sollen wir in Dankbarkeit auch unsererseits für Christus leben und ihn lieben, aber wir haben nicht die Aufgabe, an seiner Stelle und in seiner Abwesenheit das von uns aus zu tun, was nur in seinem Geiste und mit ihm getan werden kann.

Die Kraft für die Liebe, die uns als Glaubende auszeichnen sollte, können wir nicht aus unserem Pflichtgefühl und unserem schlechten Gewissen beziehen, sondern allein aus Gottes Geist der Liebe (Röm 5,5; Gal 5,22). Auf diese Weise gründet auch die Liebe der von Gott Beschenkten wiederum im Geschenk der Liebe.

"Gesetz und Sünde abgestorben?"

In Christus ist "das Alte" schon vergangen und "das Neue" wirksam angebrochen, so dass wir in ihm schon als die "neuen Kreaturen" gelten (2 Kor 5,17; Gal 6,15) – aber inwieweit trifft das auf uns zu, wenn wir in unserem Alltag immer wieder dem "alten Adam" gegenüberstehen? Infolge der in Christi Tod und Auferstehung geschehenen "Sühne" sind wir mit Gott versöhnt und damit nicht nur von der Schuld der Sünden, sondern auch von der Sünde selbst befreit. Inwiefern aber können wir von Freiheit sprechen, wenn wir als Christen dennoch sündigen und somit auf Gottes Vergeben weiter angewiesen bleiben?

Um diese Spannung zwischen unserer eigenen Erfahrung und den Zusagen des Evangeliums zu überbrücken, kann man zu Recht darauf verweisen, dass es bei unserer Versöhnung und Rechtfertigung zunächst und vor allem um die Frage geht, wie wir vor Gott dastehen und was wir *in seinen Augen* sind. Grundlegend für die Gewissheit unseres neuen

Lebens ist, dass Gott uns in Christus "gerecht-" und "freispricht", obwohl wir unabhängig von Christus und ohne ihn durchaus nicht als unschuldig und gerecht bezeichnet werden könnten. Somit ist also nicht entscheidend, wie *wir selbst* uns beurteilen, sondern wie *Gott* uns sieht – und er sieht uns *in Christus*, und das heißt: "als gerecht".⁴

Allerdings wird diese befreiende Gewissheit völlig missverstanden, falls wir sie anführen, um die Widersprüche und Inkonsistenzen unserer christlichen Praxis zu entschuldigen und abzuschwächen. Wenn Gott uns als Ungerechte "gerecht macht", dann heißt das nicht, dass wir nur theoretisch gerecht sind – aber praktisch und real weiterhin unbekümmert getrennt von Gott in unserer Ungerechtigkeit leben sollen. Vielmehr werden wir ja gerade dazu im Glauben "gerechtfertigt", dass wir schon hier und jetzt in der "richtigen" Beziehung zu Gott stehen und in seiner Gerechtigkeit leben (Röm 6,12–23). Die *Grundlage* und *Voraussetzung* unseres Glaubens ist und bleibt, dass "Gott den Gottlosen rechtfertigt" (Röm 4,5; 5,6ff.); die *Folge* und das *Ergebnis* dieses unfasslichen Ereignisses aber ist, dass der Gerechtfertigte gerade deshalb nicht mehr gottlos leben muss.

Genau an diesem Punkt fällt jedoch eine wesentliche Entscheidung für unser Leben als Christen: Die Voraussetzung und die Folge, der Anfang und die Entfaltung unseres Glaubens können zwar *unterschieden* werden, sie dürfen aber keinesfalls *getrennt* betrachtet werden, weil wir sonst in eine "heil-lose" Verwirrung geraten. Dann wird die "Rechtfertigung" allein Gott und seinem Handeln zugeschrieben, die "Heiligung" aber – als das Ausleben und Bewahren des Glaubens – entfällt auf uns; in Hinsicht auf den Beginn des Glaubens wird von Gottes gnädigem "Zuspruch" geredet, aber in Anbetracht des Alltags erscheint Gottes Wort nur noch als "Anspruch". So folgt auf den "Indikativ" der Heilzusage unvermittelt wieder der vertraute "Imperativ" und

auf das "Evangelium" – allein in umgekehrter Reihenfolge – wieder das "Gesetz".

Dagegen spricht das Evangelium Gottes ausschließlich von dem, was für uns *von Christus her* und *in Christus* gilt. Diese Wendung "in Christus" dürfen wir dabei nicht nur formelhaft und oberflächlich als "christlich" – im weitesten Sinne – verstehen. Vielmehr wird damit prägnant angegeben, dass etwas *aufgrund der Stellvertretung Jesu Christi* und *in seiner Gemeinschaft* wahr und wirklich ist. Dass wir als Christinnen und Christen "neue Kreaturen" sind, ist deshalb nicht aus unserem neuen Lebensgefühl oder aus unserem neuen Verhalten zu folgern, sondern daraus, dass wir als Glaubende "in Christus sind" (2 Kor 5,17). Denn Jesus Christus ist bereits nach seinem Sterben für uns zu seinem neuen Leben auferstanden; deshalb – und nur deshalb – können wir sagen, dass wir "im Wir" mit Christus auch selbst neu geschaffen bzw. neu geboren sind. "Das Alte" ist nicht an sich und unabhängig von Christus für uns vergangen, so dass es auch in Trennung von Christus nicht mehr bedrohlich wäre – aber in Christus ist es auch für uns wirklich und wirksam durch sein neues Leben überwunden.

Entsprechend ist auch die für viele übertrieben klingende Aussage, dass wir als Glaubende "der Sünde und dem Gesetz *abgestorben*" sind, ausschließlich von Christus her zu begründen und zu entfalten. Es ist gerade nicht davon die Rede, dass *die Sünde* "gestorben", d.h. als Macht und Möglichkeit bereits völlig vernichtet ist; noch wird gesagt, dass wir von uns aus mithilfe unseres Willens und unseres eigenen Kampfes der verführenden Sünde und dem verklagenden Gesetz allmählich "abzusterben" hätten. Im Gegenteil, wir sind in Christus – und allein durch ihn – der Sünde und dem uns zu Recht verklagenden Gesetz bereits auf Golgatha abgestorben, weil wir auf Grund seiner stellvertretenden Sühne an *seinem* Kreuz "mit ihm gekreuzigt" wurden (Gal

2,19f.; 6,14; Röm 6,1-14; 7,4-6; 2 Kor 5,14f.).

So ist es nicht nur unser Wunsch, sondern unsere im Kreuz begründete Überzeugung, dass uns nun keine Macht mehr von Gott trennen kann und selbst die Sünde keinen Anspruch mehr auf unser Leben hat, dass sie kein *Recht* hat, unser Leben länger zu bestimmen und einzuschränken. Wenn wir uns dennoch immer wieder von unserer alten Existenz her verstehen und uns aus eigener Inkonsequenz auf sie einlassen, dann ist unsere grundsätzliche, in Christus bestehende Freiheit noch keinesfalls widerlegt. Vielmehr ergibt sich daraus für uns die Notwendigkeit, nicht nur den Beginn des Glaubens, sondern auch die Entfaltung unseres neuen Lebens allein von dem her, was in Christus gilt, zu gestalten.

Was uns als Christinnen und Christen ausmacht, ist also bleibend nicht an unserer Erfahrung und unserem Gefühl festzumachen – so sehr wir unsere neue Existenz auch erfahren und umfassend erleben mögen –, sondern allein durch Christus selbst bedingt. An sich und getrennt von Christus wären wir auch nach jahrelanger Erfahrung als Christen immer noch die „Alten“; aber durch Christus und in Verbindung mit ihm – d.h. „im Wir“ mit Christus – sind wir bereits im ersten Augenblick unseres Glaubens *neue Menschen*.

Da somit nicht nur unser Gottesbewusstsein, sondern auch unser „Selbstbewusstsein“ als Glaubende von unserem *Christusbewusstsein* bestimmt und getragen ist, haben wir allen Grund, nicht nur einzelne Aspekte unseres Lebens, sondern unser gesamtes Leben im umfassenden Sinne von Christus her zu verstehen.

„Also lebe nicht mehr ich?“

Nun mag sich aber gerade hinsichtlich unseres „Selbst-Bewusstseins“ zeigen, dass unser „Christus-Bewusstsein“ sich doch noch nicht als so folgenreich erweist, wie es der von Gott eröffneten voraussetzungslosen Beziehung eigentlich entspräche. Während Paulus das im Kreuz besiegelte Ende seiner alten Existenz voller Stolz und Lebensfreude bekennt, sind sich viele Gläubige heute gar nicht so sicher, ob sie sich auf das neue Leben mit aller „Selbstverleugnung“ und „Selbstlosigkeit“ so vorbehaltlos einlassen wollen.

Andererseits verwundert es viele, dass derselbe Paulus, der nichts ohne Christus und alles nur durch ihn sein will, zugleich voller „Selbstbewusstsein“ und „Selbstvertrauen“ von seinem eigenen Wirken als Apostel reden kann: „Aber durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin. Und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet als sie alle; nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist“ (1 Kor 15,10). – „Darum kann ich mich rühmen in Christus Jesus vor Gott. Denn ich werde nicht wagen, von etwas zu reden, das nicht Christus durch mich gewirkt hat, um die Heiden zum Gehorsam zu bringen durch Wort und Werk ...“ (Röm 15,17f.).

Bedeutet das Leben im „Wir mit Christus“ und das Leben des „Christus in uns“ für uns nun „Sterben“ oder „Leben“? Besteht die „Heiligung“ in der „Selbstaufgabe“ oder vielmehr in der „Selbstfindung“ des Glaubenden? Führt die konsequente Nachfolge nun zur „Selbstverleugnung“ oder zur „Selbstverwirklichung“?

„Glauben bedeutet *Absterben!*“ – Nein, an Christus glauben heißt, mit ihm – der für uns ein für allemal gestorben ist – zu *leben!* Mit seinem Kreuz und seiner Auferstehung hat uns Christus alles geschenkt, was wir für unser ewiges Leben jetzt und in Zukunft brauchen. Er hat durch seinen Tod den

Tod getötet und durch sein neues Leben unser Leben neu geschaffen. Er ist an unserer Stelle und zu unseren Gunsten der Sünde gestorben, damit wir durch ihn und mit ihm frei sind von der Schuld und von der Herrschaft unseres alten Lebens.

So sollen wir gar nicht erst versuchen, auch ohne Christus von der Sünde frei zu kommen, sondern unsere Freiheit in Christus beanspruchen. Wir brauchen nicht selbst zu "sterben", sondern dürfen Christus glauben, dass er uns bereits in seinen Tod mit einbezogen hat, so dass wir jetzt mit ihm leben können. "In den Tod geben" sollten wir allerdings die Vorstellungen unserer falschen Frömmigkeit – als ließe sich die Sünde von unseren eigenen verzweifelten Anstrengungen beeindrucken und als hätte der Gott des Lebens und der Liebe Gefallen am Sterben, Leiden und Zerknirschtsein seiner Kinder.

"Aber *Heiligung* bedeutet doch *Selbstaufgabe!*" – Nein, Heiligung bedeutet *Hingabe!* Heilig ist, was Gott geweiht und ihm zur Verfügung gestellt wurde. Heiligkeit ist keine Eigenschaft, die der Mensch durch eigene Frömmigkeit erlangt, sondern sie ist eine Bestimmung – nämlich die, für Gott und mit ihm zu leben. Heilig bin ich also, wenn ich mich mit meinem ganzen Leben Gott anvertraue und ihm gegenüber vorbehaltlos offen bin. Was aber soll ich Gott schenken, wenn ich vor lauter Selbstzerstörung nicht mehr bin? Was hat Gott von mir, wenn ich mich gar nicht ihm, sondern nur der frommen Beschäftigung mit mir selbst hingebe?

"Aber es ist doch unbestreitbar so, dass Nachfolge *Selbstverleugnung* bedeutet!" – Nein, Nachfolge bedeutet zunächst und vor allem *Selbstfindung!* Denn wenn ich Christus nachfolge, dann finde ich bei ihm mein wirkliches und eigentliches Leben, man könnte auch sagen: "mein wahres Selbst" – als Geschöpf und Ebenbild Gottes und als von

Christus vollkommen Geliebter. "Wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's *finden*" (Mt 16,25). Nur insofern ich mir selbst im Wege stehe und mich durch meine Isolation von Gott vom Leben abhalte, muss ich mich von mir distanzieren – um mein wahres Selbst bei Christus zu finden. "Verleugnen" muss ich nicht das "Ich", das ich "im Wir" mit Christus und durch seine Liebe bin und sein will, sondern allein das, was mich von dieser Realität der Liebe und des Lebens abhalten und trennen will.

Wenn Jesus im Zusammenhang seiner eigenen Leidensankündigungen gegenüber seinen Jüngern von der Notwendigkeit spricht, auch zum Tragen des Kreuzes in der Nachfolge und im Anschluss an Jesus bereit zu sein (Mk 8,31-38; Mt 16,21-28; Lk 9,22-27), dann hat das "Verleugnen" und "Zurückstellen" der eigenen Interessen hier nichts mit frömmigkeitsbedingter "Selbstverachtung" oder "Selbstzerstörung" zu tun, sondern ganz im Gegenteil! Oder wollen wir wirklich sagen, dass der Sohn Gottes, der im Wissen um seine einzigartige Sendung, im Vertrauen zu seinem himmlischen Vater und aus Liebe zu den Menschen seinen Weg bis zum Kreuz gegen alle Widerstände und Anfeindungen geht, ein Beispiel für mangelnde "Selbstachtung" und "Selbstannahme", für fehlendes "Selbstvertrauen" und "Selbstbewusstsein" sei? Wie viel Persönlichkeitsstärke und Liebesfähigkeit, wie viel Lebensvertrauen und Hoffnungsgewissheit setzt die Bereitschaft voraus, für andere aus Liebe nicht nur etwas, sondern – falls geboten – sogar sein eigenes Leben einzusetzen?

"Auch wir selbst ..."

Wenn es in unserer christlichen Tradition so viele Ungeheimheiten und Missverständnisse hinsichtlich der eige-

nen "Selbst-Bestimmung" und der "Selbst-Erkenntnis" gibt, entspricht dies auch der sprachlichen Mehrdeutigkeit, die sich für uns mit dem Begriff "Selbst" verbindet.

Das "Ich" ist *selbstgefällig*, wenn es z.B. die eigenen Vorzüge und Leistungen anderen gegenüber besonders hervorhebt, ist *selbstgerecht*, wenn es sich überheblich darstellt, und ist *selbstherrlich*, wenn es andere in seinen Entscheidungen rücksichtslos übergeht. Das Kennzeichen des "Selbst" ist dabei jeweils, dass es sich nur auf Kosten anderer und in ständiger Abgrenzung von anderen entfaltet. Denn das Gefühl des eigenen Wertes lebt von der Abwertung des Gegenübers, und für die ungehinderte Entfaltung seiner selbst nimmt das "Ich" die Einschränkung anderer Menschen gerne in Kauf.

Nun könnte man die Überwindung eines *selbstsüchtigen* Verhaltens darin sehen, dass sich das "Ich" zurücknimmt in sich selbst, vielleicht sogar sich selbst durch *Selbstverleugnung* überwindet, um *selbstlos* nur für andere einzustehen. Doch lassen sich auf diesem Weg – auch wenn man bis zu *Selbthass* und zu *Selbstzerstörung* gehen sollte – nicht mehr als die Symptome unterbinden, die eigentliche Krankheit aber wird allein durch "Selbst-Beschränkung" keineswegs geheilt.

Im Gegenteil, unser Problem liegt gar nicht darin, dass wir ein "Ich" – *wir selbst*, eine *Persönlichkeit* – sind, sondern allein darin, dass wir es ohne und gegen das "Du" und außerhalb des "Wir" sein wollen. Das "Wir" aber ist nicht nur der Kompromiss zwischen "Ich" und "Du", zwischen *Selbstsucht* und *Selbstlosigkeit*, zwischen *Selbstgefälligkeit* und *Selbstverachtung*, sondern die Überwindung der falschen Alternative; denn in ihr besteht unsere eigentliche Krankheit! Im echten "Wir" kommen nämlich beide Seiten, das "Ich" und das "Du", als Persönlichkeiten ausgewogen zur Geltung – mit allen Fähigkeiten und Bereitschaften, mit al-

len Bedürfnissen und Interessen. "Verleugnen" müssen wir uns also selbst nur in Hinsicht auf unseren Vorbehalt *gegen das "Wir"*, in Anbetracht unserer zerstörerischen Abgrenzung *gegen das "Du"*, damit wir uns *"im Wir"* endlich selbst – d.h. als das, was wir nur durch die Liebe sein können – finden.

So ist im Gleichgewicht des "Wir" das Selbst im doppelten Sinne "aufgehoben" – als *schädliche Isolation* des "Ich", weil es im "Wir" beseitigt ist, und als das "Ich" im Sinne von *Persönlichkeit*, weil es im "Wir" getragen, geborgen und versorgt ist.

Im positiv verstandenen Sinne wird das Selbst im "Wir" sogar erst richtig entfaltet. Die Liebe eines anderen fördert bei uns *Selbstannahme* und *Selbstachtung*, denn wenn der andere uns annimmt, wie wir sind, können wir selbst uns nicht verachten. Vertrauen und Zuwendung eines Gegenübers verhelfen uns zu *Selbstvertrauen* und *Selbstbewusstsein*, denn wenn wir für den anderen so wichtig und bedeutend sind, dann können wir auch unsere eigene Person nicht mehr als unfähig und wertlos ansehen.⁵

Erst auf der Grundlage des "Wir" wird auch der positive Sinn von *Selbstbeherrschung* und *Selbstüberwindung* deutlich. Denn wenn wir uns harmonisch mit dem "Du" entfalten wollen, dann mögen wir bei dieser neuen Art von *Selbstentfaltung* mit unserer alten *Selbstsucht* durchaus in Konflikt geraten. Kommt es durch unsere Offenheit im "Wir" zu einer nie gekannten, umfassenden *Selbsterfahrung*, dann werden unser *Selbstmitleid* und unsere *Selbstgerechtigkeit* sich zweifellos entschieden wehren. Erweist sich dann auch noch in einer Situation der Schwäche und Bedürftigkeit des Anderen unsere *Selbstlosigkeit* als unumgänglich, empfiehl uns unser *selbstgefälliges* "altes Ich" bestimmt, die Liebe wieder *selbstzufrieden* aufzugeben.

So müssen wir wohl damit rechnen, dass unsere *Selbstver-*

wirklich im positiven Sinn im Alltag unseres Konfliktes zwischen *Selbst* und *Selbst* – bei aller Reife und Erfahrung – so schnell nicht "selbst-verständlich" wird.

In Christus-zentrierten Zeiten

Unser Thema "Christus in uns – eine voraussetzungslose, aber folgenreiche Beziehung" hat wohl in der Tat etwas Unzeitgemäßes – und doch zugleich etwas zutiefst der oft beklagten gegenwärtigen Zeit Entsprechendes. Erweist sich doch im Licht des Evangeliums auch die "Selbstliebe" als Indiz für den Mangel an erfahrener Liebe und die "Selbstsucht" als verzweifelte Form der Suche nach dem "Wir". So ist selbst manche Sünde in Wahrheit eine irregeleitete Sehnsucht nach Gott!

Aber auch umgekehrt erscheint aus der Perspektive der voraussetzungslosen und unbedingten Zuwendung Gottes zu uns Menschen manche religiöse Form der "Selbstbeschränkung" und "Selbstverleugnung" in Wahrheit noch gar nicht als eine Wirkung der folgenreichen Christusbeziehung, sondern als ein verzweifelter Versuch des frommen, aber doch noch alten "Ich", durch eigene Kraft und Mittel das zu leben, was eigentlich nur Christus selbst als der Auferstandene in uns und durch uns leben will. Denn für den zur Beziehung mit dem Schöpfer geschaffenen Menschen gibt es keinen angemessenen Ersatz für die Gottesgemeinschaft, und für das auf das göttliche "Du" angewiesene "Ich" des Geschöpfes gibt es keine befreiendere und belebendere Entdeckung als die Geborgenheit des "Wir".

Warum sollte ein solcher Mensch das, was er einmal niedergerissen hat, wieder aufbauen und sein Leben erneut da suchen, wo er ihm so lange vergeblich nachspürte? Wie könnte einer, der die voraussetzungslose und bedingungslose

Gnade des Glaubens gerade erst entdeckt hat, sich diesem Geschenk der Beziehung aus falsch verstandener "Selbstverwirklichung" – oder auch "Selbstverleugnung" – wieder verweigern wollen? Wieso sollte jemand, für den der aus Liebe gekreuzigte und auferstandene Christus zum Zentrum seines Lebens geworden ist, sich wieder auf sich selbst und seine eigenen Möglichkeiten beschränken? Müsste es ihm nicht in Anbetracht der Wahrheit des Evangeliums als völlig *unzeitgemäß* erscheinen? – Denn "ich bin mit Christus gekreuzigt. Also lebe nicht mehr *ich*, sondern *Christus* lebt in mir. Was ich aber nun im Fleisch lebe, das lebe *ich* im Glauben an den *Sohn Gottes*, der mich geliebt und sich selbst für mich dahingegen hat."

Anmerkungen

- ¹ S. zu Auslegung und Übersetzung von Gal 2,16-21 und Röm 6,1-11 im Einzelnen H.-J. Eckstein, Verheißung und Gesetz. Eine exegetische Untersuchung zu Gal 2,15 – 4,7, WUNT 86, Tübingen 1996, 3-81; ders., Auferstehung und gegenwärtiges Leben nach Röm 6,1-11, in: Ders., Der aus Glauben Gerechte wird leben. Beiträge zur Theologie des Neuen Testaments, BVB 5, Münster u.a. 2003, 36-54.
- ² Zur Bedeutung des Kreuzestodes Jesu s. H.-J. Eckstein, Glaube, der erwachsen wird, 6. Aufl., Holzgerlingen 2002, 22-33.
- ³ Zur weiteren Entfaltung der Wirklichkeit der Auferstehung Jesu und der Teilhabe der Glaubenden an dem Auferstehungsleben Christi s. H.-J. Eckstein, Der aus Glauben Gerechte wird leben (s. Anm. 1), 36-54; 152-206; ders., Zur Wiederentdeckung der Hoffnung, Holzgerlingen 2002, 87-122; 123-131.
- ⁴ Zur Entfaltung der Rechtfertigung durch Glauben bei Paulus s. H.-J. Eckstein, Zur Wiederentdeckung der Hoffnung, 45-76; ders., Der aus Glauben Gerechte wird leben (s. Anm. 1), 3-18.
- ⁵ Zur Entfaltung von "Selbstannahme" und "Selbstvertrauen" im Glauben s. H.-J. Eckstein, Du liebst mich – also bin ich. Gedanken, Gebete, Meditationen, Holzgerlingen, 12. Aufl., 2001.



Hans-Joachim Eckstein

ist Professor für Neues Testament an der Evang.-theologischen Fakultät der Universität Tübingen - www.uni-tuebingen.de/ev-theologie/eckstein

Nachbestellungen können bei der Geschäftsstelle erfolgen.

Die Finanzierung der Jahressgabe geschieht ausschließlich durch Spenden.

Für einen Unkostenbeitrag sind wir dankbar.

Konto: Evangelische Sammlung in Württemberg e.V.
Evangelische Kreditgenossenschaft Stuttgart
(BLZ 600 606 06) Kto 414 271